

11 Ohr, höre! Die Einsamkeit des Plätscherns in der Urinflasche

Von all den Geschichten, die mir mein Vater erzählte, als ich auf seinem Schoß saß, war die beste die von seiner Brautsuche. Ich ahnte, dass sie erfunden war, aber weil er immer wieder dieselbe Geschichte erzählte, glaubte ich irgendwann, womöglich war ich allzu naiv, dass sie vielleicht doch stimmte. Diese Geschichte wurde immer in einem bestimmten melodischen Tonfall erzählt.

♪ Einst, als ich ans Heiraten dachte, weißt du, da habe ich in der Zeitung eine Anzeige aufgegeben, weißt du. Da kamen dreitausend Bewerberinnen.

♪ Sie mussten sich vor unserem Haus hintereinander aufstellen, weißt du. Dann hab ich eine nach der anderen befragt, weißt du. Was mögen Sie am liebsten?, fragte ich. Ja, und jetzt die nächste.

♪ Und die zweitausendfünfhundertste war Mutter, weißt du.

Und hast du dich sofort entschieden?, fragte ich mit Herzklopfen auf seinem Schoß. Wie oft ich die Geschichte auch hörte, hier war sie immer am aufregendsten.

Ja, das habe ich. Deswegen sagte ich: Ich hab sie schon gefunden und die restlichen fünfhundert zurückgeschickt, sagte mein Vater.

Darauf fragte ich ihn: Wie war denn Mutter?

Irgendwie fiel mir plötzlich diese Geschichte ein.

Was meinem Vater und meiner Mutter jetzt fehlt, ist wahrscheinlich ein Glaube. So redete ich mit meiner Nachbarin im Café draußen vor dem Buchladen in der Shopping Mall in unserer Nähe, während wir Kaffee aus Pappbechern tranken. Dieser Sitzplatz vor dem Buchladen-Café war einer der wenigen öffentlichen Orte in Kalifornien, wo man noch rauchen durfte, und so paffte meine Nachbarin am laufenden Band.

Die Frau ist wesentlich älter als ich, aber wir sind eng befreundet. Geboren und aufgewachsen in einer jüdischen Familie, mit einem jüdischen Mann verheiratet, mit der jüdischen Kultur und Tradition durchaus vertraut, aber im täglichen Leben hat sie keine Lust, sich Regeln zu unterwerfen. Sie isst Schweinefleisch und Garnelen, Muscheln, Rindfleisch in Sahneseife, das ist ihre Art. Ich habe keine Religion, behauptet sie und lehnt die heutige Tendenz, dass Religion sich in Politik einmischt, ab, nein, mehr noch, sie hält das für absoluten Irrsinn. Sie glaubt an nichts außer an sich selbst, an die Demokratie und an den Kapitalismus. Darin stimmt sie völlig mit meinem Mann überein.

Die Nachbarin schreckte zurück. Ein Glaube? Welcher denn? Was für einer denn?

Well, Glauben oder so etwas ähnliches, sagte ich leicht verschämt.

Egal was, zum Beispiel Spinnen.

Spinnen?, fuhr meine Nachbarin wieder erschreckt zurück.

Meine Mutter hasst Spinnen. Wenn sie nur eine sieht, muss sie sie sofort totschiessen. Übrigens nicht nur Spinnen, sondern auch Fliegen, Mücken, Raupen, Kakerlaken und kleine Maden. Alles, was da nicht hingehörte, schlug sie tot. Besonders aber hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt, dass sie plötzlich hochfuhr und wild um sich schlug, wenn die Familie zusammensaß und irgendwo eine Spinne auftauchte. Also schlug ich meiner im Bett liegenden Mutter vor: Mutter, du hast wahrscheinlich zu viele Spinnen getötet. Das ist vielleicht der Fluch der Spinnen. Fluch oder himmlischer Segen, meine Mutter war mit solchen Vorstellungen vertraut.

Ach so, die Spinnen, murmelte sie. Dann sollte ich wohl Abbitte tun, wenn ich entlassen werde, sie war fast einverstanden. Aber sofort kam sie wieder zu sich und sagte ärgerlich: Was redest du denn! Spinnen. So ein Quatsch! Schade, dass sie nicht funktionierte, meine zwar etwas ausgefallene, aber eigentlich doch gute Idee!

Meine Eltern, vom Krieg verraten, waren in Tokyo ausgebombt und ins Nichts geworfen worden, doch hatten sie sich trotzdem bis jetzt mit beiden Beinen auf dem Boden durchs Leben geschlagen. Es gab anscheinend nichts, an das sie glauben konnten. Und vielleicht auch nichts, was ihnen teuer war.

Zuhause hatten wir keinen buddhistischen Hausaltar. Wir gehörten auch nicht zu einem bestimmten Tempel. Aber wir hatten einen Shinto-Altar. Den hatten wir, weil angeblich jemand, der schon verstorben war, Vater im Traum bat, für ihn zu beten. Meine Mutter stellte Reis hin, und mein Vater klatschte in die Hände und betete. Sie waren also einigermaßen bereit, die Shinto-Götter oder die Bodhisattvas, die Toten- oder andere Geister zu respektieren. Aber der Altar verschwand irgendwann. Das japanische Wirtschaftswunder kam erst danach. Auch die Olympiade von Tokyo war später. Dass die Straßenbahnen verschwanden und immer mehr U-Bahnen gebaut wurden, geschah auch erst danach.

Nichts, an nichts glauben.

Mutter, wo ist er denn?, fragte ich, und sie sagte nur: Ich hab ihn weggeworfen. Es hat keinen Sinn, dies alte Zeug zu behalten. Wir können ja wieder einen neuen kaufen.

Ziemlich nihilistisch.

Aber merkwürdigerweise ging Mutter immer wieder zum Jizō-Tempel. Was glaubte sie eigentlich? Wozu tat sie das? Je mehr ich über den Dornauszieher nachdachte, desto mehr musste ich mich mit dieser fundamentalen Frage auseinandersetzen. Warum ausgerechnet der Dornauszieher?

Als ich im Sommer wieder in Japan war, brachte ich ihr aus Tokyo einen »Stellvertreter«-Talisman mit.

Einmal hatte ich es ja versäumt, denn den ursprünglich für sie bestimmten Talisman hatte ich Herrn Oguri gegeben. Daher nutzte ich die nächste Gelegenheit, um noch einmal einen aus Sugamo mitzubringen. Den trug ich ständig mit mir herum, um ihn ja so bald wie möglich Mutter zukommen zu lassen. Ach danke, sagte Mutter. Leg mir's unter mein Kopfkissen. Ach, wie mich das an früher erinnert! Sugamo hat sich sicher sehr verändert, sagte sie. Aber sie zeigte keinerlei Enthusiasmus mehr und sprach auch nicht mehr davon, ihn zu verzehren.

Einige Tage später war der Talisman verschwunden. Mutter, wo ist denn der »Stellvertreter«? Ich hab ihn dir doch neulich unter dein Kopfkissen gelegt. Darauf sagte Mutter: Ich wollte nicht, dass er beim Wäschewechseln wegkommt, daher hab ich ihn in meinen Handbeutel getan, und ich hab Vater gebeten, ihn nach Hause mitzunehmen. Da ist auch meine Geldbörse drin.

Als ich fragte: Trägt man das denn nicht immer bei sich?

Ach, was soll's, solche Sachen...., sagte Mutter sachlich-trocken wie vor vierzig Jahren, als sie den Shinto-Schrein entsorgte.

Ich glaube, meine Eltern sind einsam und unglücklich. Das macht mir Sorgen, erzählte ich meiner Nachbarin.

Meine Mutter ist bettlägerig im Krankenhaus, alle zwanzig Minuten kommt die Schwester und dreht sie auf die andere Seite.

Mein Vater lebt zuhause mit seinem Hund. Morgens bekommt er einen Anruf von seiner Tochter aus Amerika, wo später Nachmittag ist. Er sagt: Mir geht's gut. Gegen Mittag geht er in die Klinik. Mutter geht's gut, sagt er am Telefon, wenn es in Kalifornien schon Nacht ist. Am späten Nachmittag bekommt er einen Mitternachtsanruf von seiner Tochter: Er hat schon zu Abend gegessen. Der Pflegedienst kommt um vier Uhr nachmittags, und um halb fünf ist das Essen fertig, das er sofort verzehrt. Um fünf Uhr sagt er am Telefon zu seiner Tochter: Gute Nacht! Niemand ist da. Mit niemandem kann er sprechen. Seine wenigen Kontakte sind schon seit langem abgebrochen. Was ihm bleibt, sind die Wärme seines Hundes und Samurai-Romane, die er von morgens bis abends liest. Ich habe mir daraufhin die historischen Romane von Autoren wie Fujisawa Shūhei oder Ikenami Shōtarō angeschaut, weil ich hoffte, sie enthielten vielleicht irgendeinen Art Religionsersatz, doch konnte ich nichts dergleichen entdecken. Allerdings haben sie wohl etwas, das eine leichte Abhängigkeit erzeugt. Es gibt attraktive Helden, sie essen leckere Sachen, es gibt Bösewichte, dazu Liebe und Sex wie ein ferner Donner, und es wird gestorben.

Vater sagte, das Fernsehen sei zu laut und vulgär, er könne das nicht ansehen. Baseball schaut er aber. Wenn seine Mannschaft verliert, ist er traurig. Manchmal sieht er sich auch einen Historienfilm an. Alles läuft nach festem Muster. Und so vergeht der Tag.

Wenn es bei Gewitter donnert, springt der Hund auf seinen Schoß. Hast du Angst? Du kleiner Feigling! Hast du wirklich Angst?, sagt er und streichelt ihn. Einsam. Der Hund dreht sich auf den Rücken. Er streichelt ihn am Bauch. Und ist noch einsamer.

Ein einsames Alter. Im Alter ist man einsam.

Die Tochter kommt zurück. Alle ein, zwei Monate. Die Tochter hat ihre eigene Familie, ihr eigenes Leben, und er hat nicht vergessen, dass sie in einem fernen Land verheiratet ist, aber wenn sie zurückkommt, hilft ihm das. Er ist erleichtert. Sein Leben hängt an der Voraussetzung, dass sie alle ein, zwei Monate zurückkommt. Wenn sie dann kommt, wird er plötzlich schwach und fällt in sich zusammen. Heimlich sagt sein Arzt: Es ist immer dasselbe. Da kann man nichts machen. Wenn seine Tochter heimkommt, lässt seine Spannung nach. Er braucht zehn Minuten, um vom Boden aufzustehen. Er sagt: Gestern Abend bin ich hingefallen und konnte zwei Stunden lang nicht aufstehen.

Es hat keinen Sinn, wenn du es mir im Nachhinein sagst, ruf mich sofort an, aber trotzdem fällt er und braucht zwei Stunden, um aufzustehen, und beklagt sich bei seiner Tochter. Er ist hilflos. Er leidet. Einsam. Es quält ihn. Düster. Was kann ich denn machen? Was kann ich tun? Er leidet. Einsam. Es quält ihn. Düster. Er leidet. Einsam. Es quält ihn. Düster.

Ich bin hin- und hergerissen bei dem Gedanken, ob womöglich alle Menschen, nicht nur meine Eltern, im Alter unglücklich werden. Die Eltern meiner Bekannten, der Vater ist 92, die Mutter 90, beide sind gesund, sie leben für sich, und der Vater fährt noch Auto. Das ist gut so. Aber findest du nicht? Fast alle Freunde und Bekannten sind den alten Leuten doch weggestorben. Ich bin mir nicht sicher, ob sie sich nicht einsam fühlen, oder vielleicht doch nicht? Meine Mutter kann sich überhaupt nicht mehr bewegen, sie kann sich nicht selber umdrehen, ihre Körperausscheidungen kontrollieren, nicht selber essen, nicht nach Hause zurück, kann nicht lesen, den Hund, ihre Schwester und ihre Freundinnen nicht mehr sehen. Ich bin mir nicht sicher: Kann sie nicht sterben oder will sie nicht sterben? Als sie neulich einen Herzanfall hatte, wollte sie unbedingt weiterleben, und als sie hörte, dass der Arzt in der Nacht nicht mehr im Hause sei, wurde sie laut: Das soll eine Klinik sein! Und schimpfte mit den Krankenschwestern. Hat es denn Sinn, so weiterzuleben?

Nein, sagte meine Nachbarin klipp und klar.

Ich glaube, alle werden unglücklich, wenn sie alt werden, sagte ich.

Das stimmt, meine Nachbarin nickte mit Nachdruck und sagte dann: Ich denke an Selbstmord.

Ich zuckte zusammen.

Wieso denn das? Ich wüsste niemanden, der so aktiv und vital ist wie du. Alle fünf Minuten schmeißt du eine Dinner Party, und alle zehn Minuten fliegst du in der Weltgeschichte rum! Mein Leben war (Achtung, Vergangenheitsform!) abwechslungsreich und interessant. Damit bin ich sehr zufrieden. Aber das gilt nur so lange, wie ich mich frei bewegen und überall hingehen kann, um viele neue Bekanntschaften zu machen. Wenn ich das nicht mehr kann – zurzeit geht's ja noch –, was wird dann? Die Menschen in meinem Umfeld, die aktiven, kreativen Dichter, Musiker und Künstler, wir gehören ja auch dazu, sie sind alle alt geworden. Letzten Monat ist X gestorben. Bei Y ist Krebs entdeckt worden. Z gibt es zwar nicht zu, aber man sieht schon deutliche Symptome von Parkinson, außerdem ist er auch noch senil geworden. Deswegen kriegt er seine Dichterlesung nicht mehr auf die Reihe. Und wenn das so weitergeht und mein Mann stirbt und meine jüngeren Freunde mich verlassen (das ist ausgeschlossen. Du bist doch der Mittelpunkt von allen, sagte ich), dann werde ich Selbstmord begehen. Ich hab schon überlegt, wie ich das anstelle. Runterspringen oder Gasvergiftung möchte ich nicht, ich würde stattdessen einen Schlauch vom Auspuff in das Auto führen. Ach, wenn man alt wird, wird's immer trister. Ach, hee-ROH-mee. Es wird wirklich zappenduster! Ich bin jetzt Anfang siebzig. Wenn ich Ende siebzig bin, wird's noch trister, und erst, wenn ich Anfang achtzig bin...

Aber Selbstmord ist in dieser Kultur doch verfehmt, nicht wahr?

Richtig, nickte meine Nachbarin.

Das tut mir leid. In unserer Kultur war das an der Tagesordnung, damit erreichte man eine religiöse Überhöhung, sagte ich.

Man geht ins Meer, oder man verbrennt sich.

Das wäre in dieser Kultur nicht möglich, sagte meine Nachbarin.

Wenn man in dieser Situation einen Glauben hätte..., sagte ich.

Pah.

Meine Nachbarin machte ein Geräusch, als hätte sie in ein Holzblasinstrument geblasen. Das bedeutete Protest, Spott, Ironie, Verachtung, und sie fügte hinzu:

Ich bin doch nicht George Bush!

Wir saßen in Richtung Westen, im Westen lag das Meer. Der Tisch in diesem Café war nach Westen ausgerichtet, wo über den Dächern der Häuser das Meer zu sehen war. Meine Freundin und ich schauten lang auf die in der Nachmittagssonne glitzernden Wellen.

Ich las Bücher. Wenn ich schon keine Ahnung habe, muss ich suchen, hatte ich mir vorgenommen. Einen Glauben. Mich kundig machen, wie Sterben geht. Und ich wünschte mir, wenn es zeitlich irgend möglich wäre, ich könnte Mutter und Vater noch mitteilen, wie Sterben geht. Ihnen, die in der Leere lebten, die nichts mehr hatten, an das sie glaubten, die nur noch sich selbst hatten und dabei waren, auch das noch zu verlieren, die, gleichsam in der Leere schwebend, auf den Tod warteten.

Als Erstes las ich das *Buch der Toten* [des Volkskundlers Origuchi Nobuo]. Aber dort ging es nur darum, wie man mit Verstorbenen umgeht, und nicht um Sterbende, also gab ich's auf.

Dann las ich die buddhistische *Sterbelehre* [des Mönchs Genshin aus dem 10. Jahrhundert]:

»Da ist einmal die Kotmorast-Hölle. Glühend heiß, so geht die Kunde, soll der Schlamm aus Kot sein. Und sein Geschmack äußerst bitter. Voller Insekten mit furchtbar steifen Schnäbeln. Den heißen Kot müssen die Sünder essen. Allerlei Insekten scharen sich zusammen und fallen über sie her. Sie ziehen ihre Haut ab, zerfleischen sie, zerschmettern ihre Knochen und saugen ihr Mark aus. Wer zuvor Hirsche oder Vögel getötet hat, kommt in diese Hölle.«

Das faszinierte mich, ich las es immer wieder. Und dachte mir, da möchte ich keinesfalls hineingeraten. In der heißen Kothölle gekocht zu werden, ist schlimmer als jede andere Qual. Solange man keine Hirsche und Vögel tötet, wird man davon wohl verschont werden, und glücklicherweise habe ich bisher weder Hirsche noch Vögel getötet, wenn ich aber je in Versuchung kommen sollte, werde ich an die heiße Kothölle denken und mich bremsen. Ist das der Beginn des Glaubens?

So endet das erste Kapitel der *Sterbelehre*:

»Schaut Euren Körper an. Sehnen und Venen sind ineinander verschlungen, und feuchte Haut umgibt sie. Er hat neun Öffnungen. Wie ein Speicher, in den zu viel Ernte eingefahren wurde, scheidet er verschiedene Unreinheiten wie Kot und Urin aus, auch Euer Körper. Er ist von Unrat voll. Wenn Ihr Eure Knochen bewegt, sind sie morsch. Nirgendwo ist er dauerhaft. Törichte treiben eifrig Sex, doch wenn man das Folgende weiß, erkennt man sogleich, wie unsinnig es ist, sich dem hinzugeben. Wisset doch: Nasenschleim, Speichel und Schweiß fließen unablässig. Eiter und Blut sind immer im Körper vorhanden. Schmutziges Fett vermischt sich mit Muttermilch, und unser Schädel ist voller Gehirn. Die Brust verschleimt, und sie ist mit verschiedenen lauwarmen Organen verstopft. Talg und Haut und Innereien sind im stinkenden, fauligen Schmutz des Körpers vermischt. Fürchtet Euch wegen Eures eigenen sündigen Körpers! Ihr seid Lebewesen, die ständig von Groll erfüllt sind. Wer nicht erleuchtet ist und nur seiner Gier nachgibt, ist töricht und dumm und nimmt gedankenlos den eigenen Körper wichtig. Euer stinkender, schmutziger Körper ist wie eine verfaulte Burg: Tag und Nacht von weltlichem Verlangen

getrieben und keinen Augenblick innehaltend, ständig in Bewegung. Ihr errichtet mit dem Skelett eine Burgmauer, schmiert darauf wie Lehm Blut und Fleisch. Darüber werden Farben von Zorn und Gier und Torheit aufgetragen. Verachtenswerte Burg des menschlichen Körpers! Von Blut und Fleisch getrieben, in die Irre geleitet, in inneren und äußeren Qualen gekocht. Du, Nanda (so spricht Buddha seinen Jünger an), du musst wissen: Wenn du, wie ich dir sage, Tag und Nacht nicht von den Übungen ablässt, kein Verlangen hast und dich bemühst, weltlichen Irrwegen aus dem Weg zu gehen, wird es dir leichtfallen, das Meer zwischen Leben und Tod zu überqueren.«*

So endet das erste Kapitel. Bevor ich mit dem zweiten Kapitel beginnen konnte, kam eine dringende Mail vom Herrn Soundso-no, der sich als Care Manager meines Vaters um alles kümmert, mit dem Betreff: Einweisung ins Krankenhaus.

«Sie werden überrascht sein, so plötzlich diese Nachricht zu erhalten, aber Ihr Vater musste ins Krankenhaus eingeliefert werden. Es geht allerdings mehr um Untersuchungen. Da er in letzter Zeit Sprechstörungen hat und sein Puls ziemlich hoch ist, hat der Arzt beschlossen, ihn in ein großes Krankenhaus einzuweisen. Er kann schon morgen dort aufgenommen werden. Es soll höchstens zwei Wochen dauern. Seinen Hund Chunsuke bringe ich, wie abgesprochen, in die Hundepension. Machen Sie sich keine Sorgen. Planen Sie, demnächst nach Japan zu kommen?» Planen ist gut!, seufzte ich und drückte die Antworttaste.

»Eigentlich hatte ich das nicht vor.

Aber ich werde den nächstmöglichen Flieger nehmen.

Bis dahin, lieber Herr Soundso-no, liebe Frau Soundso-ta (der Name der Pflegerin), bitte kümmern Sie sich um meinen Vater!«

Neuerdings gibt es E-Tickets, die nicht mehr als Papiertickets ausgegeben werden, sondern man geht direkt zum Flughafen-Schalter, zeigt seinen Ausweis und bekommt die Bordkarte. Das heißt, wenn ich heute ein Ticket bestelle, kann ich morgen schon fliegen, aber Kumamoto ist unendlich weit: Ich muss vom internationalen Flughafen Narita mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Inlandsflughafen Haneda fahren und von dort einen Inlandsflug nehmen. Glücklicherweise komme ich in Narita um vier Uhr nachmittags an. Wenn ich mich beeile, erreiche ich den letzten Flug nach Kumamoto ab Haneda. Aber hier regt sich mein Hausfrauenherz, und ich versuche, ein möglichst günstiges Anschlussticket für Auslandsjapaner zu kaufen, aber das wird nur als Papierticket ausgestellt, das heißt, ich kaufe es heute, hole es morgen ab, und übermorgen fliege ich los, überquere die Datumsgrenze und komme schließlich überübermorgen in Narita an.

Folglich traf ich erst am vierten Tag nach Erhalt der Nachricht spätabends in Kumamoto ein. Sowohl der Mietwagen-Verleih als auch die Tierpension waren bereits geschlossen, ich konnte also erst am Morgen des fünften Tages anfangen, alles zu erledigen. Ich erreichte todmüde meine dunkle Wohnung und öffnete den Kühlschrank.

Margarine und Mayonnaise und Sojasauce. Einige Dosen Bier. Eine Flasche Wein. Drei, vier Packungen Götterspeise.

Wie ich es im Sommer zurückgelassen hatte. Es gab noch ein paar Teebeutel mit schwarzem und Gerstentee. Einige Packungen Gemüsesaft hatte ich noch als Vorrat, und im Kühlfach eine Packung Pasta und ein Rest von drei, vier Scheiben Brot.

Am nächsten Morgen stand ich früh auf, holte als Erstes den vorbestellten Mietwagen ab und ging zur Tierpension, um den Hund in Empfang zu nehmen. Nachdem ich ihn Gassi geführt hatte, ging ich ohne Hund zum Krankenhaus, um nach meinem Vater zu sehen. Es war das große Krankenhaus auf dem Berg, in das im Sommer auch Mutter eingeliefert worden war. Vater war im Wesentlichen wie immer. Aber er wirkte leicht schmutzlig und schrumpelig, seine Stimme war heiser und klang wie von Ferne, als ob beim Telefonieren die Verbindung immer wieder unterbrochen würde – das waren diesmal wohl die Hauptsymptome.

Ich versprach ihm: Morgen bringe ich Chunsuke mit.

Wenn wir uns zeitlich absprechen, kannst du zum Eingang kommen, dann kannst du ihn sehen. Gibt es Probleme, oder brauchst du etwas, fragte ich. Alles in Ordnung. Frau Soundso-ta hat mir alles gebracht. Und hier gibt es sogar ein Raucherzimmer. Im Erdgeschoss hinter der Wand, an der die Automaten stehen, gibt es draußen ein paar Stühle, da kann ich mich hinsetzen und rauchen. Um mich brauchst du dich nicht zu kümmern, aber geh bitte so schnell wie möglich zu Mutter. Sie macht sich sicher Sorgen. Sag ihr, dass ich bald wieder rauskomme. Und Chunsuke braucht ja auch Gesellschaft.

Wenn ich sagen soll, was mein Problem ist, sagte Vater. Ich kann das mit dem Pinkeln nicht kontrollieren. Ich muss andauernd, und wenn ich das spüre, ist es schon zu spät. Ich hab schon zweimal eingenässt. Ich hab mir von der Schwester die Flasche geben lassen, aber er ist in letzter Zeit so klein geworden, dass ich ihn nicht so leicht finden kann, und inzwischen ist es schon passiert, sagte er.

Ach, wo ich das sage, muss ich schon wieder. Schnell, schnell!

Mir blieb nichts anderes übrig. Ich legte selber Hand an und ergriff Vaters Penis, den er nicht, ich aber sehen konnte. Es war der kleinste Penis, den ich je in der Hand hatte, ein kraftlos herunterhängendes Etwas, ein Geschlechtsorgan, das man kaum Penis nennen konnte, eher würde man es verschämt Zipfelchen nennen.

♪ Einst, als ich ans Heiraten dachte, weißt du.

♪ Da habe ich in der Zeitung eine Anzeige aufgegeben, weißt du.

♪ Da kamen dreitausend Bewerberinnen, weißt du.

♪ Sie mussten sich vor unserem Haus hintereinander aufstellen, weißt du.

♪ Mit jeder einzelnen hab ich gesprochen, weißt du.

♪ Und die zweitausendfünfhundertste war Mutter.

Mutter, die jetzt im Krankenhaus liegt und sich überhaupt nicht bewegen kann, war, als sie diese Geschichte immer wieder hörte, eine korpulente, mittelalte Frau mit dauerhaft schlecht gelaunter Miene. Jedes Mal, wenn Vater mit dieser Geschichte anfing, warf sie ihm einen bösen Blick zu und sagte: Schon wieder diese blöde Geschichte! Ich liebe dich doch, sagte Vater zu Mutter. Was redest du denn, schrie Mutter aus der Küche zurück. Ich habe diesen Wortwechsel oft miterlebt. Als Kind hatte ich geglaubt, es sei normal, dass ein Mann zu seiner Frau »ich liebe dich« sagt. Und dann diese Antwort!

Und wie war Mutter damals?, fragte ich. Sie war so schön wie Silvana Mangano, antwortete Vater. Ich habe diese Schauspielerin zwar nie gesehen, aber da ich ihren Namen immer wieder hörte, habe ich ihn behalten. Sie war sicher eine Schönheit mit griesgrämigem Gesichtsausdruck. Das Schwänzchen, das aus dreitausend Schönheiten eine griesgrämige Schönheit ausgesucht hatte –
ist nun alt,
verschrumpelt,
und pieschert in die Urinflasche.

Von dem Großkrankenhaus, in dem mein Vater lag, ging ich nun in die Reha-Klinik zu meiner Mutter.

Ich wollte ihr unbedingt etwas vorlesen. Bei der Abreise hatte ich die Bücher, die auf meinem Tisch lagen, zusammengerafft und in meine Tasche gestopft. Eins davon las ich im Flugzeug. Ein Sutrenbuch im Ziehharmonika-Format. Ich hatte es neulich zufällig gekauft, und seither lag es auf meinem Tisch. Oft sagen mir Freunde: Was bist du denn so traurig, dass du sogar im Flieger solche Sachen liest! Normalerweise liest man da doch Krimis oder Neuerscheinungen, sagen sie. Das ist eben mein persönlicher Geschmack, das muss man mir lassen. Also, die Fortsetzung meiner Suche. Vielleicht finde ich etwas, wenn ich das *Hannya shingyō*, das Herz-Sutra, lese, dachte ich mir und holte es im Flieger heraus. Im letzten Teil dieser Sutra gab es eine rhythmisierte japanische Jizō-Lobpreisung. Oh, auch hier begegnet mir der Jizō, dachte ich, fing an zu lesen, und unwillkürlich musste ich heftig weinen. Der Sommer war vorüber, das Flugzeug

spärlich besetzt, so saß ich allein in einer Zweierreihe auf dem Fensterplatz. Das war ein Glück. Ich zog mir die Decke über den Kopf und weinte mit unterdrückter Stimme. Warum ich weinen musste, weiß ich nicht. Ich habe noch kein Kind verloren. Abtreibungen habe ich schon hinter mir, aber das hat mich überhaupt nicht berührt. Was mich erschütterte, war wahrscheinlich dies: *»Tagsüber vergnügte ich mich allein, doch jetzt, wo nun die Sonne sinkt.«*

Die Traurigkeit der Abenddämmerung und den Schmerz des Alleingelassen-Seins habe ich selber erfahren, und auch meine Kinder mussten sie erleben. Ich konnte nicht anders. Wie oft habe ich meine vom Weinen müden Kinder auf den Arm genommen und sie um Verzeihung gebeten. Das mag es sein, dachte ich, erreichte Mutters Krankenbett und fing an, mit ihr zu sprechen, als ob ich zwischendurch gar nicht fort gewesen wäre. Vielleicht bemerkte Mutter nicht einmal, dass ich wochenlang nicht dagewesen war.

Hör mal Mutter, sagte ich. Ich weiß nicht, warum, ich hab das im Flieger gelesen und musste weinen. So ein Gefühl, als hätte ich alle meine Kinder um mich, und las ihr den Text vor, den ich beim Lesen in heutiges Japanisch übertrug.

Diese Geschichte spielt nicht in unserer Welt.

Wenn Kinder vor den eigenen Eltern sterben, steigen sie den Bergpfad tief hinab und kommen zum steinigen Flussbett, und hier spielt die Geschichte.

Eine tieftraurige Geschichte.

Kleine Kinder, zwei- oder dreijährig oder auch etwas älter, aber nicht älter als zehn, versammeln sich im steinigen Flussbett und verlangen weinend nach Vater und Mutter. Die Stimmen klingen anders als die von Lebenden, sie klingen klagend, durchdringen Mark und Bein. Was sie dort tun? Sie sammeln Steine und schichten Türme zum Gedächtnis auf. Eine Schicht für Vater, eine zweite für Mutter, die dritte für die Geschwister in der Heimat und für sich selbst, so schichten sie, vor sich hinmurmeln, Türme auf. Damit waren sie tagsüber beschäftigt, doch wenn die Sonne untergeht, erscheint ein Teufel aus der Hölle und spricht mit furchterregender Stimme: Was macht ihr denn hier! Eure Eltern in der Welt der Lebenden halten kein Seelenamt für euch ab und tun keine guten Werke, sie klagen nur täglich darüber, wie traurig und bedauernswert euer Tod ist. Das Klagen der Eltern ist der Grund, warum ihr in der Hölle leiden müsst. Ihr sollt mir nicht grollen. Das tue ich für euch, sagt er und zerstört mit einem schwarzen Eisenstab die Türme, die die Kinder aufgerichtet haben. Die Kinder schreien und weinen. In diesem Moment erscheint der Jizō: Die armen Dinger! Sie hatten nur ein kurzes Leben und mussten allein bis hierher reisen. Die Welt der Lebenden und das Totenreich sind so weit voneinander entfernt. Von jetzt an bin ich für euch an Elternstelle im Totenreich, verlasst euch auf mich, und er nimmt die Kinder unter sein Gewand und tröstet sie. Wie erbarmungsvoll! Die tapsenden Kleinkinder halten

sich an seinem Stab fest, und er umarmt sie innig und streichelt und herzt sie. Wie erbarmungsvoll! Als ich dies vorlas, füllten sich die Augen meiner Mutter mit Tränen.

Ah, ah, seufzte sie stöhnend,

Alle Mütter

Jede, die einmal Mutter geworden ist,

kennt diese Erfahrungen,

das Kind, das sie zur Welt brachte

das Kind, das nicht geboren wurde

das Kind, das sie großzog

das Kind, das nicht groß wurde

das abgetriebene Kind, und

Shiromi

Auch ich und meine Mutter – so sagte sie stockend.

Da dachte ich: Vielleicht ist es das. In der *Sterbelehre* und im *Buch der Toten* fand ich es nicht, aber hier gibt es dieses Gefühl: sanft, traurig, wehmütig und erbarmungsvoll – wenn man von solchen Gefühlen erschüttert unwillkürlich weint, lösen sich die Verkrampfungen und man wird erleichtert.

In dem Versuch, sich die Tränen wegzuwischen, ruderte Mutters Hand mit den reglosen Fingern vor ihrem Gesicht. Mir kam es vor, als würde sie den Weihrauch zu sich herfächeln, der aus dem großen Kessel direkt hinter dem Tempeltor aufsteigt.

Ich habe Stimmen aus Kaneko Mitsuharu: *Senmenki* (Die Waschschüssel), Nakahara Chūya: *Shūjitsu kyōran* (Herbsttags-Irrsinn) und *Jizō wasan* (Jizō-Hymne in japanischer Sprache) geliehen.

